



VII. Generalversammlung , August 21 – 29, 2006, in Löwenberg bei Murten/Morat, Schweiz

## Identität und Zugehörigkeit

Kathy Galloway

Vor einigen Jahren besuchte ich gemeinsam mit einer Gruppe britischer ChristInnen und MuslimInnen Bosnien. Einer der interessantesten und herausforderndsten Aspekte des Besuchs war die Entdeckung einer einheimischen weißen Gemeinschaft, die seit Jahrhunderten muslimisch ist. Sie sind keine MigrantInnen oder Flüchtlinge, sondern EuropäerInnen wie ich und teilen dieselben Interessen, Hoffnungen und Werte. Es war eine wichtige Lektion; ich realisierte, wie viele meiner Annahmen über den Islam von meiner Erfahrung mit den schottischen MuslimInnen, die größtenteils aus Pakistan kommen, geprägt wurden, und wie viele dieser Annahmen eher kulturell als religiös waren. Ich bekam ebenfalls durch diese Erfahrung einen erneuerten Sinn für die reiche Vielfältigkeit Europas und wie wenig wir diese würdigen oder schätzen. Obgleich wir nun dahin kommen, in beachtlichem Umfang die Artenvielfalt zu schützen, sind wir nicht so gut darin, uns auf die kulturelle Vielfältigkeit einzulassen und die europäische Geschichte ist in dieser Hinsicht einigermassen kompromittiert.

In jedem Land Europas, ja in jedem Land auf der Welt ist eine der hauptsächlichen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts die Frage, wie wir mit Unterschieden leben können. In der Tat müssen wir Wege finden, gemeinsam in Frieden zu leben, obwohl wir verschieden sind, da es keine guten Alternativen dazu gibt. Wir haben den Weg über Abspaltung und Teilung gesehen; in Nordirland hinter den ironischer Weise sogenannten Friedenslinien, auf dem Balkan, in der Apartheid in Südafrika, in Israel/Palästina. Dies ist keine gute Alternative. Wir haben den Weg über ethnische Säuberung, über Kriegsführung, über Völkermord gesehen. Dies ist eine noch schlechtere Alternative, eine vielköpfige *Hydra*, die zu mehr Toten führt.

Wir sind Frauen des Glaubens und unsere Vision sind bessere Alternativen. Und wahrlich müssen wir zunehmend Verantwortung übernehmen, diese Welt zu gestalten. Wie sollen wir leben, nicht voller Angst, sondern mit der herrlichen Freiheit eines Kindes Gottes? Wo sind unsere Ressourcen, in unserem Glauben standzuhalten und zu beharren?

Ich möchte heute über drei biblische Frauen nachdenken, die Verantwortung übernahmen, um die Welt zu gestalten. Ruth ist eine Fremde in Israel, eine einsame ledige Frau. Ihre ökonomische Situation ist extrem heikel. Sie versucht sich und ihre Schwiegermutter zu versorgen- eine Israelitin, mit deren Leben und Glauben sich Ruth identifiziert hat, der sie rückhaltlos diene- indem sie auf abgeernteten Feldern Ähren sammelte. Hier ist Ruth am meisten gefährdet. Das Volk Gottes zu sein, hinderte die Israeliten offensichtlich nicht daran, sich die Freiheit heraus zu nehmen, eine einsame Frau zu belästigen oder zu missbrauchen. Naomi behauptet, dass es für Ruth nur zu ihrem eigenen Guten ist, mit Boaz, ihrem reichen Verwandten, zu schlafen. Mit den Worten „dies wird dir Sicherheit geben“ schickt Naomi Ruth in Boas' Bett, damit diese dort mit ihrem einzigen Besitz, ihrem Körper, Handel treibt, genau wissend, dass sich Naomi auch beteiligen wird, wenn daher irgendeine Sicherheit kommen sollte. Und falls alles schief laufen sollte...nun, Naomi wird von diesen Konsequenzen verschont und immerhin ist Ruth *Moabiterin!*

Das Buch „Ruth“ wird oft als mild und friedlich beschrieben, da ihm das Buch Richter mit seiner extremen Sexualgewalt vorausgeht. Aber das ist es nicht wirklich. Das scheinbar gute Ende verschleiert nicht nur die Frage, was all den anderen fremden Frauen passierte, die keinen Boas gefunden haben, sondern es kann uns auch dazu verleiten, zu übersehen, was Leuten passiert, die machtlos angesichts eines unversöhnlichen sozialen Systems sind.

Dies ist ein Zeitabschnitt der nachexilischen israelitischen Geschichte mit tückischer Gesetzgebung gegen die Eheschließung mit Nicht- Israelitinnen, bei der „heidnische“ Frauen und deren Kinder kurzerhand geschieden und verstoßen wurden. Darüber hinaus werden moabitische Frauen als sexuell promiskuitiv und götzendienerisch stigmatisiert. Und gerade diese Moabiterin ist in jeder Hinsicht treu, liebevoll und loyal.

Ruth ist exponiert, die Fremde, die sich selbst beweisen muss, um wenigstens ein Minimum an Akzeptanz zu bekommen. Vor allem ist Ruth die Bittstellerin. Sie muss sich selbst demütigen, muss in Abhängigkeit auf die Barmherzigkeit der anderen hoffen, um Hilfe bitten. Die Not, BittstellerIn zu sein, ist natürlich bis heute nicht verschwunden. Sie ist Wirklichkeit und charakterisiert die signifikanten Aspekte internationaler - insbesondere ökonomischer - Beziehungen; sie ist die Erfahrung von Asylbewerbern und Flüchtlingen; sie ist immer noch die Erfahrung von Millionen Frauen überall auf der Welt und sickert durch

## Identität und Zugehörigkeit

Kathy Galloway

in die Erfahrung derer, deren Unterschiedlichkeit oder deren Minderheitsstatus sie fast unvermeidlich macht. Sie ist die heutige Erfahrung im Libanon.

BittstellerIn zu sein ist etwas, das die heutige westliche Kultur unerträglich findet; beinahe die äußerste Demütigung, insbesondere aber nicht ausschließlich für Männer. Zu empfangen ohne in der Lage zu sein zurückzugeben empfinden wir als erniedrigend. Sogar auch in unserer Kultur von Macht und Autonomie berührt uns die Erfahrung, BittstellerIn zu sein, wenn Alter oder Krankheit uns dazu zwingen, unsere Macht aufzugeben, wenn Arbeitslosigkeit oder Familienkrisen oder persönliche Verwundung sie uns wegnehmen oder einfach, wenn wir uns selbst in einer Situation vollständig außerhalb jeder Kontrolle wiederfinden. Vielleicht einer der Gründe warum wir so - fast krankhaft - ängstlich sind, wir die wir die Mächtigen Europas sind, ist, dass Minderheiten immer wieder demütig bitten müssen, da sie keine automatische Zugehörigkeit haben. Dies konfrontiert uns mit dem, wovor wir am meisten Angst haben – unsere eigene Verwundbarkeit, unsere eigenen Mängel, unser eigenes fest verankertes Versagen. Es ist weit einfacher, sie zu verfluchen, unsere Ängste zu projizieren, uns selbst zu distanzieren. Sie sind der Teil von uns selbst, mit dem konfrontiert zu werden wir nicht ertragen können. Und dennoch sind sie ein Teil, den wir brauchen um ein ganzer Mensch zu sein.

Die Geschichte von Ruth, die mit Dürftig- und Hoffnungslosigkeit beginnt, kommt zu einem Ende in Heilung, Ganzheit und Hoffnung. Diese Umformung entsteht aus Ruths Widerstand und Kampf. In der Außenseiterin sehen wir den Inbegriff von Gottes lebensspendendem Geist der Versöhnung.. Sie hat in Würde ausgehalten und andere wurden mit ihr und durch sie wiederhergestellt. Dies ist ein Geschichte um der Maßlosigkeit von Esras Pogrom gegen Ausländer und gemischte Ehen entgegenzutreten. Sie gibt nicht auf, wann immer Gottes Volk unserem sektiererischen Stolz nachgibt. Und immer, wenn Gott von Grausamkeit oder Gleichgültigkeit vereinnahmt werden soll oder dafür benutzt wird, um Ungerechtigkeit quasi zu taufen, dann ist die Geschichte von Ruth eine Grundlage, um dem Versprechen Gottes zu trauen und dem trotzigem Mut derer, die mit Gottes Lebendigkeit eng verknüpft sind.

Am Ende der Geschichte ist Ruths Stimme zum Schweigen gebracht worden. Wir hören ihre Stimme nicht, noch nicht einmal ihr Name wird ausgesprochen. Die Hochzeit zwischen Ruth und Boas spielt auf die neue Beziehung an, die sowohl *Juda* als auch *Moab* mit einschließt. Aber vielleicht macht gerade die Abwesenheit von Ruth in dem Text deutlich, wie sich unsere Vorurteile automatisch selbst umgestalten. Ist Ruth nun so angepasst, dass sie als *Moabiterin* unsichtbar wird? Können Einstellungen gegenüber Moab, gegenüber Ausländern unkontrolliert zurückbleiben, nun da sie doch Israelitin ehrenhalber ist? Oder ist dies die Prüfung, die der Text schließlich stellt, nicht nur den Israeliten, sondern auch uns?

Die Sorge über Minderheiten wurde unlängst anvisiert mit der wachsenden Zahl ökonomischer Migranten nach Europa, wie Ruth eine ist. Ich bin Europäerin. Ich habe einen europäischen Pass. Meine Zugehörigkeit ist unbestritten verwurzelt in meiner Hautfarbe, meiner Nationalität, meine Sprache und meinem Akzent, meiner Religion und der Tatsache, dass ich in allen diesen Dingen Teil einer Mehrheit bin. Ich muss nicht beweisen, dass ich dazugehöre.

Diese unbestrittenen Zugehörigkeit ist etwas, dass viele Leute in Europa nicht als selbstverständlich betrachten können, auch wenn sie hier geboren wurden. Wenn sie nicht weiß sind, werden sie häufig für Ausländer, Asylbewerber oder Flüchtlinge gehalten werden- und aufgrund ihrer ständigen Sichtbarkeit wird vermutet werden, dass sie sich in viel größerer Zahl hier aufhalten, als sie es tatsächlich tun. Sie mögen exzellent englisch, französisch oder deutsch sprechen, doch wenn ihr Akzent nicht „europäisch“ klingt, wird ihre Zugehörigkeit nicht unbestritten sein. Sind sie Muslime, wird ihre Zugehörigkeit womöglich teilweise hinterfragt, manchmal in drohender und ablehnender Art und Weise, und man wird sie möglicherweise durch die Zugehörigkeit zu dieser Gemeinschaft schuldig machen. Auf der anderen Seite wurde meine Zugehörigkeit als Christin nie hinterfragt, auch nicht im Hinblick auf die von Christen gegen Christen in Nordirland verübte Gewalt oder von Christen hervorgerufene Gewalt in Bosnien, im Irak oder irgendwo anders auf der Welt.

Ein Teil einer Minderheit, insbesondere Teil einer sicht- oder hörbar anderen Minderheit zu sein, bedeutet immer auch die eigene Zugehörigkeit zu beweisen und zu erfahren, dass kein Beweismittel genug ist. Früheren Generationen von Immigranten nach Europa, die versuchten dazuzugehören, wurde mit einer heiklen Mischung aus Rassismus und Ausbeutung ihrer Arbeitskraft begegnet. Ihre Kinder in zweiter und dritter Generation, vielleicht selbstsicherer oder zynischer, haben uns in unseren Metiers von Demokratie und individueller Freiheit aufgesucht und eine Identität der Verschiedenheit erklärt. Sie haben damit genau das getan, was emigrierende Europäer immer taten, sei es nun durch Mission und Kirchenbauten in Afrika und Südamerika begleitend zum Kolonialismus oder durch völlige Verdrängung indigener Kulturen, um die unbestrittene Mehrheit zu werden. Sie führten ihre Sprache, Kultur, Religion, Politik und Wirtschaft und nicht zu vergessen in einigen Fällen auch ihre militärische Kapazität mit sich,

## Identität und Zugehörigkeit

Kathy Galloway

um Orte zu schaffen, an denen sie sich zuhause fühlen konnten und wo sie dazu gehören konnten, ohne dies ständig beweisen zu müssen.

Unsere Einstellung gegenüber den emigrierenden Europäern in der Vergangenheit ist interessant. Wir denken an sie als mutig, genial, sogar heldenhaft. Wir sind mitfühlend mit ihnen in der Notlage, die sie zum Gehen zwang – die Hungersnöte, Vertreibungen, Armut und Not – und wir singen von dem Schmerz, das Heimatland zu verlassen, von den harten Umständen, die sie in der neuen Welt überstanden. Und wenn ihre Nachfahren in das alte Land zu Besuch kommen, empfangen wir sie mit offenen Armen und loben ihre Leistung und ihren Erfolg, die Städte, die sie gegründet, die Firmen, die sie aufgebaut, und die Kirchen, die sie errichtet haben. Wir glauben, dass sie keine Alternative hatten als zu gehen, und sind stolz auf das, was sie getan haben.

Wie merkwürdig, dass unsere Einstellungen gegenüber Immigranten nach Europa so anders sind. Missverständnisse, Rassismus, unerbittliche Feindseligkeit sind tägliche Erfahrungen und auch wenn viele von denen, die Christen sind, hier zur Kirche gehen, werden sie doch nicht immer so willkommen geheißen, wie es unser Glaube von uns verlangt. Die Ironie ist, dass wir sie genauso brauchen, wie sie uns. Schottland zum Beispiel hat eine zurückgehende alternde Bevölkerung, so wie viele Länder in Westeuropa. Wir brauchen jugendliche Energie, neue Ideen und Fertigkeiten, die Immigranten mitbringen. Das Bild der reichen Länder der Welt, die ihre eigenen Vorteile absichern und dann die Zugbrücke hinter sich hochziehen, das Bild der Festung Europa, ist keine gute Reklame für die vielgepriesenen Vorteile von Demokratie, Freiheit und freiem Handel! Aber so versteht ein großer Teil der Welt das Christentum.

Vor einigen Jahren sandte die BBC im Fernsehen ein Theaterstück über Flüchtlinge, die nach Europa kommen. Die letzte Szene hat sich plastisch in mein Gedächtnis gebrannt. Es handelte sich um einen makellosen Strand in Südeuropa. Auf den Strand krochen Dutzende zerlumpeter, erschöpfter, größtenteils schwarzer Gestalten. Auf einer Terrasse oberhalb des Strandes tranken elegant gekleidete weiße Menschen Cocktails, unterhielten sich und drehten sich weg von dem Schrecken der ausgemergelten Körper unter ihnen. Die Beeinflussung durch die Szene war gewaltig und unvergesslich. Damals sah ich es als eine Metapher, heute wissen wir natürlich, dass dies genau die Art und Weise ist, wie viele der „Habenichtse“ in Europa ankommen.

Von unserem Standpunkt von der Terrasse auf den Strand hinablickend (und viele sehen hin und drehen sich nicht nur um) müssen wir vielleicht mehr darüber nachdenken, was es wirklich heißt Menschen zu empfangen und als vollwertige TeilnehmerInnen in unsere Gemeinschaften und Kirchen zu integrieren.

Dieser Herausforderung sah sich auch Jesus in dem zweiten unserer Texte gegenüber. In Matthäus 15 begegnet Jesus einer *kanaanäischen* Frau. Sie ist eine weitere Bittstellerin, eine weitere Außenseiterin. Aber sie ist keine Tochter, die im Auftrag ihrer Mutter handelt, sondern eine wegen ihrer Tochter verzweifelte Mutter, die sein Eingreifen wegen des kranken Körpers und Geistes ihres Kindes ersucht. Wir sind am meisten verwundbar durch die Kinder, die wir lieben, und vielleicht flehen wir am inständigsten in ihrem Auftrag.

Die Geschichte ist eine von nur zweien in den Evangelien, in denen die Heilung einer Nichtjüdin und aus der Ferne ausgesprochen wird. Diese *kanaanäische* Frau, eine der einheimischen und enteigneten Menschen Israels, ist auch allein, ohne einen Mann, der ihr einen Namen oder Schutz geben könnte. Sie sucht Jesus auf, spricht ihn mit den respektvollsten Ausdrücken an und erbittet Gnade für ihr leidendes Kind. Zunächst ignoriert Jesus sie, dann bitten ihn seine Jünger diese laute Frau wegzuschicken. Aber sie ist beharrlich, wie andere Frauen in den Evangelien, und ihre Not ist groß. Sie beginnt ein Gespräch mit ihm und widerspricht seiner Beschreibung ihres Volkes als „Hunde“ nicht, sondern gibt sie vielmehr zurück und spricht ihn erneut als Herrn an. Sie erhebt Anspruch und beweist ihren Glauben nicht, indem sie gegen den verächtlichen Hinweis auf ihre ethnische Gruppe protestiert, sondern indem sie argumentiert, dass sowohl Nichtjuden als auch Juden unter derselben Autorität stehen. Immer noch respektvoll dreht sie seine Metapher in ihrem Sinne mit einer klugen und gewagten Antwort um.

Jesus zeigte bereits, dass religiöse Bräuche, wie die Heiligung des Sabbats, nicht dem Eingehen auf menschliche Bedürfnisse im Weg stehen sollen. Nun, da er herausgefordert ist zu erkennen, dass soziale Gewohnheitsregeln dies genauso wenig tun sollen, verlangt seine eigene Integrität, das Ausmaß des Glaubens dieser Frau zu würdigen und seine eigene Mission nachmals zu prüfen. Er begrüßt den Glauben der Frau und beantwortet ihr Flehen. Von diesem Punkt an versteht Jesus, dass er nicht nur zum Volk Israel, sondern auch zu den Nichtjuden gesandt wurde. Die neue Beziehung wird sie künftig miteinbeziehen.

## Identität und Zugehörigkeit

Kathy Galloway

Wieder einmal ändern der Mut, der Glaube und der Einfallsreichtum einer nichtjüdischen Frau, die Risiken eingeht und sich selbst verwundbar macht, die Form von Gottes Mission. Wir werden nie den Namen der Frau erfahren, sondern wissen nur, dass sie *Kanaanäerin* war, dass sie allein war und dass sie ihre Tochter liebte.

In dieser Geschichte steht eine entscheidende Frage der Integrität. Integrität ist die Ganzheit von etwas, erinnert uns an die Heiligkeit Gottes, der, von Moses nach Ausweis und Namen gefragt, antwortet: „Ich bin, wer ich bin. Sag den Leuten, dass Ich -Bin dich zu ihnen gesandt hat.“ Wenn wir sagen, dass eine Person oder eine Kirche oder ein Volk Integrität besitzt, dann meinen wir eben dies: „Ich bin, wer ich bin.“

Damit Vielfältigkeit Integrität besitzt, kann weder eine endlose Trennung der Teile der einzelnen Körpersteile, noch die gefürchtete Uniformität gemeint sein. Es bedeutet die Beständigkeit einer kohärenten Identität in der Liebe Gottes. Die fundamentalste menschliche Integrität ist die von Geist und Leib. Der Kampf darum, diese Integrität, die Ganzheit des Menschseins, zu erhalten ist heftig. So viel in unserer Welt zielt auf Desintegration. Politische Unterdrückung und Enteignung, akute Armut, Gewalt jeder Art, Rassismus, Sexismus, Fremdenhass, Homophobie und die Verarmung der Fantasie durch Konsumer- Kapitalismus sind äußerst schädlich für Leib und Geist. Die schlimmste Bedrohung jedoch kommt nicht von diesen Dingen selbst, sondern dass wir sie verinnerlichen; die subtile Art, wie sie unsere innere Landschaft kolonisieren, lässt uns ihre Definition dessen, wer wir sind, verinnerlichen, bringt uns dazu, aus unseren Ängsten und nicht aus unserer Freiheit heraus zu leben.

Die Kirche hat häufig mit dieser Kolonisation kollaboriert, unsere Ängste im Interesse ihrer eigenen Macht gefüttert und vergessen, dass wir dazu berufen, sind an der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes teilzuhaben. Die kanaanaäische Frau wurde, wie Ruth, nicht kolonisiert. Ungeachtet der Beleidigung und Zurückweisung verweigert sie es, dies als Gottes Willen hinzunehmen und konfrontiert Jesus mit ihrer völligen Überzeugung, dass er ihr trotz aller Unterschiede helfen kann. Sie ist, wer sie ist. Und in jener Identität wird sie bestätigt.

Und schließlich, in Johannes 12, haben wir Maria von Bethanien, eine andere geliebte Jüngerin. Sie war zuvor eine Bittstellerin; als sie verlangte, Jesu Lehren anzuhören; als ihr Bruder starb und sie Jesu Herz mit ihrem Weinen berührte. Aber diesmal sehen wir, wie Maria Jesus dient. Ihre Salbung ist ein Akt reiner Verschwendung; Judas, der protestiert, versucht eine Entweder/Oder-Teilung zu erzwingen – entweder kann jemand Jesus lieben oder er kann die Armen lieben. Aber Jesus widerlegt Judas, indem er der Art und Weise, die Maria gezeigt hat- nämlich beide zu lieben, zustimmt. Es ist perfekt möglich, beide zu lieben; das andere ist eine falsche, knauserige Zweiteilung.

Dies ist eine sehr persönliche Geschichte, doch ihre Schönheit und Intimität sollte uns nicht für ihre weite Bedeutung blind machen. Maria salbt Jesus für einen bitteren und vorzeitigen Tod, den beide als die wahrscheinliche Folge seines Infragestellens der religiösen Autoritäten Jerusalems akzeptieren. Ihre Erklärung für Jesus wird ihm noch während er lebt öffentlich gegeben. Ihr Tat der Liebe macht die Gewalt sichtbar, der Jesus unterworfen sein wird. Sie ist ein Modell des Widerstands gegen Gewalt durch die Liebe, die handelt. Es ist auch eine Teilnahme an Jesu Leiden und Tod, ein Zeichen der Identifikation mit Jesu Passion. Maria tut für Jesus nun das, was er später für seine Jünger tun wird. *Wir belasten uns, um flüchtig auf seinen Gnadensitz zu blicken und finden ihn zu unseren Füßen kniend. (Englischer Originaltext: We strain to glimpse his mercy-seat, and find him kneeling at our feet.)*

Maria nimmt das Gebot vorweg, das Jesus denen geben wird, die ihm nachfolgen. „Wie ich euch geliebt habe, so sollt ihr euch gegenseitig lieben.“ Sie ist ein Vorbild für Jüngerschaft. Es ist eine offene Einladung, nicht nur über Liebe zu sprechen, wie Judas es tat, sondern eine Mahnung zu **sein** in unseren konkreten Entscheidungen und Handlungen, dass wir nichts haben, wenn wir die Liebe nicht haben. Der Theologe Kosuke Koyama schreibt:

*„Was ist Liebe, wenn man sie nicht sehen und berühren kann? ...Gnade kann nicht in einer Welt der Unsichtbarkeit funktionieren. Doch in unserer Welt versuchen die Machthaber die Fremden, die Waisen, die Hungrigen und die Durstigen, die Kranken und die Gefangenen unsichtbar zu machen. Dies ist Gewalt. Ihre Körper müssen sichtbar bleiben. Es gibt eine Verbindung zwischen Unsichtbarkeit und Gewalt. Weil sie Gottes Ebenbild verkörpern, müssen Menschen sichtbar bleiben. Glaube, Hoffnung und Liebe sind nicht lebendig, außer in dem, was wir sehen können. Religion scheint das Unsichtbare zu erhöhen und das zu verschmähen, was sichtbar ist. Aber es ist das „sehen, hören, fühlen“-Evangelium, das die Hoffnung wachsen lassen kann, die frei von Täuschung und Verschleierung ist.*

Dies ist Liebe, nicht als ein Gefühl, sondern als ein tiefer Widerstand gegen alles, was Erniedrigten oder Schwachen Gewalt antut. Es geht ums Nehmen genauso wie ums Geben. Dass Jesus Marias Geschenk annimmt und sich weigert, es zu verurteilen, ist auch ein Geschenk der Liebe.

## Identität und Zugehörigkeit

Kathy Galloway

Letztendlich wird Jesus selbst Bittsteller, indem er Verwundbarkeit und Bedürftigkeit eine Würde und Gnade gibt. Das ist die Art und Weise, wie wir mit anderen umgehen sollen, fest gegründet auf gegenseitigem Austausch, Akzeptanz und Respekt füreinander in allen Unterschieden, Schwächen, unausgesprochenen und unerfüllten Bedürfnissen.

*Dem Jubel einer privaten und exklusiven Gemeinschaft misslingt es, andere zur Hoffnung einzuladen. Das ist nicht das Evangelium. Hofft mit der ganzen Schöpfung und jubelt mit der ganzen Schöpfung! Was für ein weitreichender Horizont! Dieser Horizont ist keine Halluzination. Für Gott ist niemand fremd. Wir können unsere Nächsten nicht lieben, außer wenn wir offen dafür sind, von unseren Nächsten geliebt zu werden. Wir können nicht unsere Gastfreundschaft für Fremde ausbreiten, wenn wir nicht auch Gastfreundschaft von Fremden akzeptieren. Das Evangelium erhält diese Gegenseitigkeit aufrecht. Eine Einbahnstraße ruft Selbstgerechtigkeit hervor. (Kosuke Koyama).*

Der schottische Dichter Robert Burns schrieb „Oh, wenn Arme uns ein Geschenk geben, sehen sie uns, wie andere uns sehen.“ (O, wad some poo'er the giftie gie us, tae see ourselves as ithers see us.) Und Jesus sagte: „Tue anderen, was du gerne hättest, dass sie es für dich täten.“ Dies ist Gegenseitigkeit; uns selbst von der Perspektive der anderen aus zu betrachten und die anderen mit der gleichen Großzügigkeit und Freundlichkeit zu behandeln, die wir gerne empfangen würden. „Alle Spuren von Rassismus aus unseren Beziehungen zu entfernen, bedeutet zuzustimmen, dass wir anders sind und dass wir anders bleiben sollen.“ (Edgar Pisani) Das Recht derer „die „nicht wie wir“ sind, zu betätigen, eben dass sie anders sein dürfen als wir, ist eine gewaltige Verantwortung, besonders wenn wir in der Mehrheit sind und mehrere Wahlmöglichkeiten in der Angelegenheit haben; Minderheiten müssen oft mit dem kleinen Raum, ihre Verschiedenheit auszudrücken, zurechtkommen, der ihnen zugewiesen ist. Und diese Aufgabe ist die herausforderndste, denn wir müssen wahrnehmen, welche Unterschiede wirklich gefährlich **sind**, und wir müssen allen Bemühungen widerstehen, Hysterie gegenüber dem Rest heraufzubeschwören. Unsere Freiheiten sind in Europa nicht gefährdet. Unsere Bindung an unsere eigenen Bequemlichkeiten sind viel gefährlicher.

Uns selbst zu sehen, wie andere uns vom Strand, nicht von der Terrasse aus sehen, ist unbequem. Rassismus ist darauf angewiesen, dass wir die „die „nicht zu uns gehören“ „nicht als Menschen sehen. Aber man kann auch von der Erfahrung des Rassismus lernen. Wir müssen jedem Bemühen, einen Sündenbock zu suchen und Menschen zu stigmatisieren, in „wir“ und „die“ zu trennen, widerstehen. Rassismus macht „Mensch“ zur unbedeutendsten Definition. Das Evangelium macht es zur wichtigsten.

Ruth wurde integriert, die *kanaanäische* Frau wurde in ihrer Andersartigkeit bestätigt. Diese Strategien sind für uns in Europa normal. Aber Maria salbte Jesus um ihn mit denen, „die nicht zu uns gehören“, der Minderheit, den BittstellerInnen, zu identifizieren. Ich möchte mit einer anderen Geschichte schließen. Vor einigen Wochen war ich in Südafrika und besuchte eine Kirche in dem schwarzen Township von Guguletu, mit dem die Iona-Gemeinschaft eine Partnerschaft hat. Ihr Pfarrer studierte eine Zeitlang in Schottland und hörte dort ein weibliches Mitglied der Iona-Gemeinschaft sprechen. Sie sprach darüber, wie zu ihrer Schule, in die sie als Kind im ländlichen Schottland ging, einige Sintikinder (*im englischen Original: traveller children*) kamen. *Sinti (travellers)* sind diejenigen, die als *Zigeuner (gypsies)* bekannt waren, enge Verwandte der Roma aus anderen Teilen Europas, und die gleichen Stigmatisierungen, Beschimpfungen und Diskriminierungen in Schottland erfahren. Sie beschrieb, wie die Welt still stand, als sie am Schulfenster unter Tränen sah, wie diese Kinder tyrannisiert, verhöhnt und herumkommandiert wurden. Dann realisierte sie eines Tages, dass es nicht genug ist zu weinen. Sie musste ihr Fenster verlassen, dorthin gehen, wo die Sintikinder waren und an ihrer Seite stehen. Mein südafrikanischer Freund wurde von dieser Geschichte sehr bewegt – sie änderte sein eigenes Verständnis seines Pfarramtes und verwandelte es in einen recht bemerkenswerten und unüblichen Dienst und in Solidarität mit Leuten, die in seiner eigenen sehr armen Gemeinschaft mit HIV/AIDS lebten – eine andere Gruppe, die viel Diskriminierung und Vorurteile erlebt hat, nicht zuletzt von Mitchristen.

Das war für mich eine lebhaftere Veranschaulichung des „sehen, hören, fühlen“ – Evangeliums, von dem Weg von Integration durch Multikulturalismus zur Solidarität mit den Ärmsten und am meisten Verwundbaren, den Jesus selber ging Er lädt uns dazu ein, ihn ebenfalls zu gehen. Und es war ein großartiges Beispiel, wie Frauen Verantwortung übernehmen, die Welt zu gestalten, ein Beispiel, das Kreise zieht, die Grenzen zu überschreiten, Kontinente zu durchqueren und Zeugnis abzulegen von einer anderen Art und Weise zu leben.

Übersetzung: Rebekka Heyn

Korrektur der Übersetzung: Johanna Friedlein